

BERLIN

CITY | WALKING*



BETTY KOŁODZY u.a. | michason & may

* Seine Musik begleitet mich die Treppen hinunter zum Bahnsteig, verleiht dem Fahrkartenkauf etwas Festliches, dass die U9 gerade abfährt, stört mich nicht. Ich flaniere über die Plattform in meinen Schuhen, die den Gang verlangsamen ...

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Michason & May Verlagsgesellschaft
UG (haftungsbeschränkt)
Frankfurt am Main, 2014
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: www.litRAUM.de
Druck: *Print Group Sp. z o.o.*

ISBN: 978-3-86286-039-5
Originalausgabe

Weitere Informationen unter:
www.michasonundmay.de

michason & may | **BERLIN WALKING**

BETTY KOLODZY

* Betty Kolodzy, geboren 1963, wuchs in München auf. Später zog es sie über Marseille, London und Granada nach Berlin. Es folgte eine Zwischenstation in Istanbul. Mittlerweile lebt die gelernte Fremdsprachenkorrespondentin und Kommunikationswirtin als freie Autorin in Bremen, hat aber mehr als nur einen Koffer in ihrer Berliner Mädchenkammer.

Auf ihren WALKS* durch die Stadt trifft Betty Kolodzy unter anderem auf die Autoren Peter Koebel und Johannes Thies.

WALKS*

Krasskowski in Friedenau.....	11
Sechs Quadratmeter Berlin.....	16
U9 Richtung Schloßstraße.....	18
Döner-Boy und Eppelwoi.....	25
Det hab ick jern.....	28
Schöneberg, Hauptstraße.....	34
Im Hinterhaus.....	39
Nach Potsdam?.....	43
Soja-Latte und Demeter-Liebeskugeln.....	45
Oranienstraße.....	51
Treptow, damals.....	53
Kurz nach Tegel.....	55
Flucht aus dem Prenzlberg.....	59
Vom Alex zur Bülowstraße.....	65
Berlin Dancing.....	68
Berlin – Bremen – Berlin.....	75
Hommage an Fräulein Schneider.....	80
Vom Tauentzien zum Anglerglück.....	92
Ein Abend in Rixdorf.....	99

Am Innsbrucker Platz.....	103
Gewitter	109
Flanieren durch Marzahn.....	112
Auf in den Wedding.....	129
One-Night-Stand	136
Die Sau rauslassen	142
Tom Sam Lao im Preußenpark.....	145
Ein Date mit Umut.....	149
Mit Charlotte durch die Ceciliengärten.....	156
Richtung Wannsee-Terrassen.....	163
Busfahren	171
36 Grad in Dahlem	173
Der Pilot.....	178
Haus Lemke.....	189
Eine Remise in Friedrichshain	193

Krasskowski in Friedenau

Johannes wird mich mit jener Herzlichkeit empfangen, die für einen im Sternzeichen der Fische Geborenen typisch ist.

Früher hatte er mich eine Zeit lang jeden Morgen begrüßt. Wenn ich das Büro am Savignyplatz betrat, in dem wir gemeinsam arbeiteten, wenn ich mir meinen Weg bahnte durch diese alles einhüllende Rauchwolke, und dann hüstelnd vor ihm stand. Ich hatte nämlich gerade mal wieder aufgehört zu rauchen, es waren die ersten Wochen und damit eine recht kibbelige Angelegenheit.

Wie ich sie überlebte, weiß ich heute auch nicht mehr. Ich weiß nur, dass man mich fragte, ob ich nicht lieber in ein Nichtraucherzimmer umziehen möge, doch ich lehnte dankend ab.

Die Zusammenarbeit mit Johannes verlief harmonisch, wir ergänzten uns in jeglicher Hinsicht. Er ging seiner Arbeit als Leiter der PR-Abteilung nach, und ich sollte meine Romane schreiben. Er hatte nämlich sehr schnell bemerkt, dass ich mich für Bürotätigkeit nicht eigne, dass selbst das Erstellen des Kulturkalenders ein Mindestmaß an Ordnungssinn und Sorgfalt abverlangt – Fähigkeiten, über die ich leider noch nie verfügte, von der Geduld mal ganz abgesehen.

»Kümmere dich am besten nur noch um deine Texte«, sagte Johannes irgendwann.

Eine Aufforderung, der ich gerne nachkam, nicht nur weil es sich um ein unbezahltes Praktikum handelte.

Manchmal durfte ich auch die eine oder andere Kolumne für die Mitarbeiterzeitung schreiben und auch mal eine Reportage, wenn es sich anbot.

Den Terminkalender jedenfalls schaffte Johannes mit links, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Denn nur ein weiser Mensch wie Johannes, der selbst lange genug der schreibenden Zunft angehörte, hat die Größe, einer Kollegin solche Freiheiten einzuräumen ...

Die Erinnerungen durchströmen mich, während ich an einem Tisch vor dem S-Café sitze, im bürgerlichen Friedenau. Die Leute um mich herum sehen wohltuend unangeregt aus. Direkt ans Gebäude grenzt ein kleiner Garten mit Blick auf fahrende S-Bahnen. Dort wäre noch Platz, aber ich bleibe lieber hier, ganz entmenscht mit meinem schweren Rollkoffer.

Ein Gast hat mich ins Visier genommen, vielleicht weil die Fahrt von Bremen, mit der ich einen neuen Langzeitrekord aufgestellt habe, Spuren hinterlassen hat.

Dunkle Regenwolken hängen über dem Himmel, drei Franzosen setzen sich unter den großen Schirm.

Diese Pessimisten, denke ich und spüre die ersten Tropfen auf meiner Haut.

Endlich taucht Johannes auf. »Lass uns unter den Schirm gehen«, schlägt er vor, nachdem er mich herzlich begrüßt hat.

Galant zieht er meinen Koffer, und ich frage die Franzosen, ob es ihnen recht wäre, wenn wir uns an den Nebentisch setzten, der wie die Verlängerung ihres eigenen Bistrotisches aussieht.

Im Grunde genommen ziehe ich in Cafés und Restaurants mindestens zwei Mal um.

»Das ist ja voll Krasskowski«, sagte mal eine Freundin bei unserer ersten Begegnung, und bezog sich damit auf die Protagonistin eines Romans.

Es war mir peinlich gewesen, mit der Wahrheit herauszurücken: »Frau Krasskowski ist meine Erfindung.«

»Du warst lange unterwegs«, stellt Johannes fest.

Doch ich möchte ihm nichts erzählen von überhitzten Zügen, deren Klimaanlage zwar nicht defekt seien, aber offensichtlich auch nicht in Betrieb, oder von stillgelegten Rolltreppen. Auch nichts von Bussen am Hauptbahnhof, deren Haltestelle derzeit nicht bedient wird, oder von laut streitenden Junkies, die einen lallend nach Geld anschnorren, während man schweißgebadet den Rucksack nach verschütteten Telefonnummern von Ex-Kollegen durchwühlt.

»Noch nie gehört«, meinte der BVG-Angestellte am Zoo über Friedenau und wollte mich zum Wannsee schicken, und weil Wannsee so schön klang in Anbetracht der Hitze, fuhr ich halt weiter, immer weiter, fast bis zur Endstation, bis zum Nikolassee, wo ich dann umstieg.

»Sie müssen durch eine Unterführung«, hatte ein netter Mann in der S-Bahn gesagt – und ich wäre am liebsten direkt in den Nikolassee gesprungen.

Kommt mir so bekannt vor hier, hatte ich gedacht, ist das nicht die Ecke, an der sich die Rocker treffen?

Doch es fehlten Zeit und Muße, dies zu überprüfen: Das viele Wasser, das ich getrunken hatte und keine Toi-

lette weit und breit, nur ein Schild in der Unterführung
»Entleerung unter der Brücke«.

Und ich verschweige Johannes, wie die S-Bahn wegfuhr, ein paar Sekunden, bevor ich mit meinem schweren Koffer die Treppe hinunter stolperte, wie ich las, dass die nächste erst in 10 Minuten käme.

Noch 10 Minuten, dachte ich und wollte meine gequälte Blase mit Jelly Belly Beans besänftigen.

»Kein Wechselgeld möglich«, irritierte mich nicht. Ich hätte jeden Betrag gezahlt in jenem Moment, in dem die Ablenkung so wichtig war. Doch der Geldschlitz blieb verschlossen, der Automat war kaputt.

Also keine Jelly Belly Beans, sie schmecken lecker, so wie alles lecker geschmeckt hätte in jenem Moment. Und vor dem defekten Automaten stehend, wünschte ich mir, ein Mann zu sein: In hohem Bogen hätte ich der Natur ihren Lauf gelassen, direkt übers Gleis bis in die Büsche.

Nichts davon erzähle ich Johannes, auch nichts von der Frau mit dem bösen Blick, die ihr Kind anschrie, Berliner Schnauze – ob mit Herz blieb dahingestellt.

Dann tauchte ein Typ auf, weißes Hemd, über der Brust gekreuzte Arme und ein Lächeln auf den Lippen. Er umkreiste uns ein paar Mal. Ich fragte mich, ob ich ihn irgendwo schon einmal gesehen habe. Er blickte zu mir herüber, während er seine Runden drehte in beigen Jesuslatschen.

Und dann kam endlich die S-Bahn und doch dauerte es noch Ewigkeiten: Schlachtensee, Mexikoplatz, Zehlendorf, Sundgauer Straße ...

Heute Morgen, dachte ich, bist du noch im Stadionbad geschwommen, da war die Welt in Ordnung.

Dann, in Lichterfelde West, stieg der Heilige im weißen Hemd zu, warum er es wohl im anderen Waggon nicht ausgehalten hatte?

Ich konzentrierte mich, entspannte ... Und irgendwann endlich die Erlösung: Friedenau.

Mein Geist hatte über meine Blase gesiegt. Er schien sie einfach weggezaubert zu haben.

Raus aus der S-Bahn, hinein ins Café, wo mir dann einfiel, dass ich am Hauptbahnhof an der falschen Haltestelle gestanden hatte.

Du hättest einfach nur rechts herum gehen müssen zum Washingtonplatz. Von dort wärst du mit dem M85er nach einer halben Stunde hier gewesen ... Kopfloose!

Sechs Quadratmeter Berlin

Mein Zimmer befindet sich im dritten Stock eines denkmalgeschützten Jugendstilhauses von 1907. Ein roter Teppich führt durch das Treppenhaus, was die eigene Bedeutung doch drastisch erhöht, oder aber zumindest die Illusion einer Bedeutung.

Das Zimmer dagegen rückt den falschen Eindruck wieder gerade, liegt es doch am Ende des langen Ganges, der durch die zweihundert Quadratmeter große Wohnung führt. Es ist gerade mal sechs Quadratmeter groß, dafür drei Meter dreißig hoch.

Von meinem Fenster aus sehe ich die anderen Herrschaftshäuser der Mosel- und, wenn ich auf den Schreibtisch klettere, auch die Bäume der Rheinstraße. Ein paar Meter weiter links wächst auf dem Grünstreifen der Saar-, die die Rheinstraße quert, die Kaisereiche. Es gibt sogar ein Hinweisschild dazu, aber ich verstehe die Aufregung nicht. Eine Kaisereiche wäre in meiner Fantasie ein stattlicher Baum, mindestens dreißig Meter hoch, mit einer alles überdeckenden ausladenden Krone ...

Doch zurück zu meiner Mädchenkammer, in der es eine innenarchitektonische Raffinesse gibt: ein Hochbett.

Ich frage mich immer, wie das wohl früher gewesen sein muss, ob damals die Dienstmädchen viel kleiner waren oder sie sowieso gleich in den Gemächern ihrer Herren übernachteten. Denn Hochbetten, so stelle ich mir jedenfalls vor, gab es zu jener Zeit noch nicht. Die wurden doch erst viel später erfunden, als man sich zum Schlafen

unter die Decke zurückzog, was nicht nur nachts zu manch einer Fehlstellung führte ...

Nach dem Schreiben klappe ich mein Notebook zu und rücke die Leiter zum Hochbett von der Wand ab. Leiter und Schreibtischstuhl nämlich konkurrieren miteinander, und die Entscheidung zu schreiben oder ins Bett zu klettern, ist eine Frage des jeweiligen Bedürfnisses.

An diesem Abend übersehe ich vor lauter Ungeduld die beiden Haken, mit denen sich die Leiter am Bett fixieren lässt. Als ich dann nachts vom Hochbett hinunterwill, verrutscht diese deshalb, und ich krache mit ihr auf den Boden.

Der Schreck ist groß, doch alles läuft glimpflich ab: eine geprellte Rippe, ein verstauchtes Handgelenk und eine riesige Schürfwunde am Schienbein.

Meine Mitbewohner schlafen tief und fest. Und auch der Mann aus dem Haus gegenüber, der mit der Lava-Lampe, scheint schon im Reich der Träume zu sein.

Morgen, wenn er wieder mit braungebranntem Oberkörper auf dem Balkon steht, werde ich längst an meinem Computer sitzen. Und so tun, als sei nichts gewesen.

U9 Richtung Schloßstraße

Seine Musik begleitet mich die Treppen hinunter zum Bahnsteig, verleiht dem Fahrkartenkauf etwas Festliches, dass die U9 gerade abfährt, stört mich nicht.

Ich flaniere über die Plattform in meinen Schuhen, die den Gang sowieso schon verlangsamten, dank der mit Gummi unterlegten dicken Holzsohle. Was heißt, ich flaniere, ich wandle, erhaben oder erhoben zu Bachs Toccata und Fuge d-Moll. Als schwebte ich durch eine Kirche, in der der Organist Zeit und Raum sich auflösen lässt, in der er die Götter anruft und wo das Göttliche auf einmal schon so nah erscheint.

Ich gehe zurück, die Treppen hinauf. So schnell es die Schuhe ermöglichen, nehme ich die Stufen und lege dem Akkordeonisten einen Euro hin. Dann entschwinde ich in die nächste U-Bahn Richtung Schloßstraße.

Derart beschuht überrage ich die meisten. Manchmal ist mir das unangenehm, doch heute fühle ich mich wohl, die Entschleunigungssohle zeigt erste Wirkung.

An der Endstation hat er mich wieder, dieser bizarre Bahnhof mit seinen orange-blauen Planken aus Plastik. Früher trug ich hier Clogs, klapperte die Treppen rauf und runter, brachte den Schacht zum Zittern und Hallen ...

Doch im Laufe des Lebens wird man zurückhaltender, besonnener, da tun es auch sanfte Schuhe mit dämpfender Gummischicht.

Unter einer Schloßstraße stellt man sich Romantischeres vor als die üblichen eng aneinandergereihten Konsum-

stätten, zwischen denen ab und zu mal eine noch bis ins Erdgeschoss vollständige Wohnhausfassade hervor blitzt. Doch ich suche nun mal den Ableger jene Kette, in dem wir wohl alle unsere Kleidung kaufen, gäbe es nicht noch Second-Hand-Shops und die alten Klamotten, die einem sowieso die allerliebsten sind.

Mit »Le monde merveilleux de la marchandise« könnte man die standardisierte Konsumwelt etwas romantischer in Worte kleiden. Sie bietet sich feil hinter dem Eingang des Boulevard Berlin, dem vierten Einkaufscenter in Steglitz.

Wie in allen Malls leiten sphärische Klänge durch Hallen und Gänge, vorbei an Schaufenstern, Werbung und heimischen Palmen, Slogans und bunten Bildern.

Schön, schöner, am schönsten, Shoppen als Hobby, Shobby-Shoppy, diese Mall könnte auch in Istanbul stehen. 63 gibt es hier in Berlin, 87 am Bosphorus und 48 weitere sind dort schon geplant.

Eine Rolltreppe befördert mich ins Mittelgeschoss. Hier laden durchgestylte Fressmöbellandschaften zum fröhlichen System-Genuss ein. Noch ist niemand da, es ist vor Mittag und die ganze Etage ausgestorben.

Ich fühle mich seltsam und mir wird ein bisschen schummrig. Ich denke, es ist die Musik, die mein Gehirn sediert.

Dabei dachte ich eigentlich immer, bei schneller Musik käme man auf Trab, in der Gastronomie jedenfalls ist es doch so: schnelle Rhythmen, schneller Schlucken für den Grundumsatz.

Dann geht es wieder runter, irgendwo müsste doch auch ein Treppenhaus sein, sie werden es ja wohl nicht vergessen haben. Treppensteigen als elementarste Übung des urbanen Zweibeiners.

Links und rechts vom Eingang einer amerikanischen Anzieh-Kette flimmern blaue Surffilme über den Bildschirm. Mir gruselt ein wenig, denn wo der Pazifik ist, kann ein bestimmter großer Fisch nicht weit sein.

Ich gehe durch die Ladentür, das Innere gleicht einer Geisterbahn. Es ist so dunkel, dass man außer der Hand vor Augen kaum was erkennen kann, dazu hängt ein viel zu schweres Parfum in der Luft.

Ich habe eine feine Nase und es gibt genug Düfte, die mir nicht liegen, die mich regelrecht betäuben. Mir wird ganz flau ums Herz. Ich taste mich durch die Dunkelheit und lande immer wieder vor bewegten Pazifik-Bildern, auf denen beängstigenderweise kein Surfer mehr zu sehen ist. Die Musik geht mir auf die Nerven, dieses kalifornische Gute-Laune-Geträllere.

»Dies hier muss das Paralleluniversum sein, da hast du nix verloren«, sage ich mir und mache, dass ich wegkomme.

Draußen taumle ich weiter, lasse mich auf leisen Sohlen in die entgegengesetzte Richtung treiben. Vom Mittelgeschoss aus hatte doch alles so leer ausgesehen, mit dem Blick auf Bäume, ein paar Menschen und ins Nichts.

Die letzten Werbebanner versuchen, mich rumzukriegen, da bin ich schon an der Tür. Sie öffnet sich ...

Normalerweise ist es kein schönes Gefühl, raus zu sein, in diesem Fall aber ein großes Glück. Links noch die Aus-

läufer der Kaffeekette, die so manch eine Gegend entcaféniert hat, doch ansonsten: freie Flächen, Bänke, Lavendel und vereinzelt ein paar Menschen, die die Stille genießen. Dahinter erste Wohnhäuser.

Ich nehme auf einer Bank Platz. In der Mitte des Rasens sitzen junge Mütter mit ihren Kindern unter einem Baum. Ein Mann schiebt seinen Rollator an mir vorbei ...

Irgendwann stehe ich auf, schlendere weiter und entscheide mich für den Weg an der unscheinbaren Häuserblockreihe vorbei, immer geradeaus.

Ich stelle mir vor, wie es wäre, in einem dieser Gebäude zu leben. Kein Altbau, dafür die absolute Stille des Harry-Bresslau-Parks, dem Sanatorium für Kaufsüchtige und Konsumphobiker.

Die nächste Querstraße links, und ich lande in einer Mischung aus Autolärm, vergessenen Altbauten und schmucklosen Läden, die Orientteppiche verkaufen.

Hier geht es auf die Stadtautobahn, vorbei am sogenannten Bierpinsel, einem skurrilen Gebäude aus den Siebzigern.

Ich mache auf dem nichtvorhandenen Absatz kehrt und flüchte zurück in den Park, dessen Stille ich versuche aufzusaugen. Dann sprinte ich in einem durch die Mall, die mich bestimmt nie wiedersehen wird.

Auf dem Weg Richtung U-Bahn beginnt es zu regnen. Ich schreite durch den dunklen Schacht, rolle stehend zur nächsten Ebene hinunter und entdecke links einen Supermarkt.

Hier könnte ich mir Wasser kaufen, und auch so liebe ich Rolltreppen, die direkt in Supermärkte führen oder in Kaufhäuser wie am Hermannplatz ...

Im Zwischenreich tageslichtfreier Cafés und Essecken nippelt so manch einsame Frau an einer Latte oder gönnt sich ein Gläschen prickelnden Prosecco. Während Mann am Nebentisch sein kühles Blondes kippt, fast verschämt in all der Luft- und Lautlosigkeit.

Ich dagegen stürze mich hinein ins Kaiserreich, in dem einfältige Werbereime auf mich niederprasseln, die ich im gleichen Moment ausblende, weil sie nichts sind gegen den Spruch, der früher, in der guten alten Zeit, an den Wänden der U-Bahn prangte: »Haste im Verkehr mal Frust, mit Paech-Brot kriegste wieder Lust.«

Wasser gefunden, jetzt nichts wie raus. Ob die Rolltreppe dort hinten hinunter führt? Direkt auf den Bahnsteig?

Sieht mir zu abgeschieden aus und also am besten den gleichen Weg nehmen, den ich kam, vorbei an lichtscheuen Männern und Frauen und dann ... Dann stehe ich wieder am Ausgang zur Schloßstraße, die ihren Eigennamen als historischen Begriff nicht der neuen Rechtschreibung anpassen musste.

Doch wo eigentlich ist das Schloss, frage ich mich und denke an Kafka, denke an sein Schloss und dass es doch nie vollendet wurde.

The same procedure as before: umdrehen, runterrollen, den Supermarkt links liegen lassen. Und tatsächlich, ich lande auf dem Bahnsteig, die U-Bahn hält und bringt erschöpfte Shopper heimwärts.

Zurück am Friedrich-Wilhelm-Platz, noch immer strömen seine Klänge durch das Untergeschoss, fliegen zu den weißen Decken hinauf, fluten Gleise und Plattformen, verwischen Gedanken, Gewesenes, rauschen durch Adern ...

Als ich mit Wladimir ins Gespräch komme, nähert sich ein Jugendlicher, der eigentlich draußen auf seine Freundin wartete, sich aber von der orgelähnlichen Musik so angezogen fühlte, dass er im Untergeschoss herumstreift, um ihr näher zu sein.

Wladimir stammt aus der Ukraine, wo er nach dem Konservatorium eine Stelle als Akkordeonlehrer an einer Schule fand. Jeden Sommer spielt er im Berliner Untergrund, um Geld zu verdienen. Hier wohnt er bei russischen Freunden, während seine Familie zu Hause bleibt. Gleich wird er zum Mittagessen zu seiner Unterkunft fahren, sich ein bisschen ausruhen und später wiederkommen.

Oben auf der Schmiljanstraße fällt mir ein, dass er ja in der Zeit, in der ich mit ihm sprach, kein Geld verdienen konnte. Ich will ihm 5 Euro geben, habe aber nur einen Zwanziger dabei. Ich laufe ins vietnamesische Restaurant, dort gibt man mir zwei Zehner, und eine Frau auf der Straße wechselt einen der beiden zu Fünfern. Jetzt aber schnell die Stufen hinunter!

Menschen durchqueren den Bahnhof, doch der Platz gegenüber dem Blumenladen ist leer. Als hätte es den Mann mit dem Akkordeon nie gegeben. Als hätte bis vor ein paar Minuten seine Musik nicht den Raum erfüllt und

die Zeit. Ich schließe meine Augen, höre Schritte verhalten, eine S-Bahn abfahren ...

Und dann, wie aus der Ferne, die sakralen Klänge der Toccata und Fuge d-Moll.

Döner-Boy und Eppelwoi

Die Sonne scheint und ich bin in Berlin! Die schwere Jugendstiltür fällt ins Schloss, als ich an Betty's Haarstübchen vorbei die Moselstraße hinauflaufe durch all die Bürgerlichkeit.

Ich habe meine Haare hochgesteckt, sehr hoch, und ich fühle mich so anders. Die Luft flirrt, ich auch ... Ich fange an zu atmen. Das Unterwegs-Sein ist meine Sache, Friedenau mein Ding.

Ich laufe durch die S-Bahnunterführung und finde mich auf einem bebaueten Betonplatz wieder, auf dem arabisch aussehende Mütter chillen, während ihre Kinder Ball spielen. Die älteren Brüder lungern cool herum, lächeln scheint ihnen nicht zu liegen.

Gegenüber ein schicker Aldi, nicht so düster wie der an der Hauptstraße und daneben eine Eckkneipe mit Neonschriftzug im Fenster: »Welcome!«

Dass mir der Inhaber mal 50 Cent abknöpfen wird, ahne ich nicht in dem Moment, und man stellt sich die Frage, ob man sich nicht einfach angewöhnen sollte, in diesem Sommer der Wasserflaschen zwischendurch mal die Zeche zu prellen.

Ich biege in die Cranachstraße ein. Hier gesellt sich Ocker zu grauen und lindgrünen Häuserfassaden, bunt gemischt die Leute ... Ist das noch Friedenau?

Nach einigen Metern dann ein herrschaftlich-weißes Haus, frisch renoviert, wer drin wohnt, wird seinen Ruhestand in vollsten Zügen genießen, und vielleicht ist das

Stilleben hier auch jetzt schon ein kleiner Vorgeschmack auf die Erlösung, denn nur in der Gruft wird es noch idyllischer sein ...

Meine hämischen Gedanken enden in dem Moment, als ich am Fenster eines Imbisses folgende Information entdecke: »Jetzt neu! Döner-Boy, nur 3,50 Euro.«

Was ein Döner ist, weiß ich, auch wenn ich noch nie einen gegessen habe: in der Mitte gepfähltes Fleisch, das ich mir im Zusammenhang mit einem Boy gar nicht erst vorstellen mag.

Döner bedeutet übrigens »drehend«. Die Fladenvariante auf die Hand wurde der Legende nach in den Siebzigern von einem türkischen Gastarbeiter in Berlin erfunden. Und später in die Türkei exportiert. So wie das arabische Rollo in Bremen das Licht der Welt erblickte. Aber das tut hier nix zur Sache ...

Ich möchte nicht weiter spekulieren, bin zutiefst irritiert wegen des Schildes mit dem Dumpingpreis.

Die Männer vom Imbiss bäugten mich skeptisch, was mich veranlasst, das Weite zu suchen. Beziehungsweise die Ceciliengärten, doch hier geht es gefühlt in die falsche Richtung.

Die nächste Straße führt mich zu einer Kirche. Also wieder zurück, diesmal auf der Rubensstraße, die für einen Moment im Nebel des Grauens versinkt: Ein aus dem Auspuff qualmender Pkw lässt die Passanten sich ihre Hände schützend vors Gesicht legen.

Hinter einem Schulgebäude ragt eine weiße Bahnunterführung aus der Umgebung, fast futuristisch, und aus welchem Grund auch immer, erinnert sie mich an die

Tankstelle des Architekten Arne Jacobsen, an der man auf der Küstenstraße von Kopenhagen Richtung Louisiana vorbeikommt.

Die Form kann es nicht sein, denke ich, vielleicht ist es ja die Farbe. Oder das Unerwartete zwischen all den alten Bauten hier.

Ich träume mich nach Kopenhagen, während ich unter den Schienen auf einen alten Gebäudekomplex zulaufe. Kneipe, Getränkehandel, dann das Display mit dem Bem-bel: »Frankfurter Eppelwoi!«

Als wäre ich im falschen Film, besser gesagt im falschen Buch. Also einfach immer weiter geradeaus zur Frankfurter Skyline und dann zur Niddastraße auf einen Kaffee mit meinem Verleger?

Fast will ich schon loslaufen, da fällt mir ein, dass es vergebens wäre, denn Peter Koebel sitzt schon längst in seinem Wagen, auf dem Weg hierher, nach Berlin, weil wir die Tage eine gemeinsame Lesung haben.

Also nicht nach Frankfurt, dafür vielleicht links in die Baumeisterstraße, dann in die Semperstraße rechts rein und bis nach Dresden?

Ich folge der Baumeisterstraße, parallel zum Bahndamm und an dunklen Erdgeschosswohnungen vorbei ...

Und finde mich am Ende neben dem S-Café wieder.

»Wenn Berlin, dann Mitte«, analysierte mich einmal Martina, eine Freundin aus Schulzeiten, die inzwischen in der Hauptstadt gelandet war. »In den anderen Kiezen seh ich dich nicht.«

Natürlich widersprach ich umgehend, wie ich jeder Kategorisierung schon aus Prinzip widerspreche. Denn zum einen war die Überlegung eine rein theoretische, da ich nicht plante, nach Berlin umzuziehen, zum anderen lag meine damalige Berliner Übernachtungsmöglichkeit, die Wohnung eines Freundes, der mir netterweise seine Couch überließ, gar nicht in Mitte, sondern streng genommen in Kreuzberg.

»Ecke Friedrich- und Kochstraße«, echauffierte sich Martina, »direkt am Checkpoint Charlie, über Checkpoint Souvenirs und Balzac Coffee! Du willst mir doch nicht erzählen, dass das Kreuzberg ist?«

»Doch, Mitte fängt erst über der Zimmerstraße an«, grinste ich und hatte, Google sei Dank, die offizielle Einteilung der Stadtteile auf meiner Seite.

»Na, wenn das so ist«, lockte Martina mich charmant in die Falle, »dann wohnst du das nächste Mal bei mir!«

»Aber gerne doch«, tönte ich, natürlich ohne vorzuhaben, die Möglichkeit am Helmholtzplatz zu logieren, jemals wahrzunehmen.

Doch wenige Monate später habe ich gar keine Wahl, denn die Wohnung am Checkpoint Charlie ist mittlerweile längst gekündigt, das gesamte Haus wird saniert.

Und so bin ich nach langer Fahrt von Frankfurt heute hier gelandet, in einer anderen Dimension, in einer Tapas-Bar in Prenzlberg. Allein, denn Martina kommt erst übermorgen wieder nach Berlin, den Wohnungsschlüssel habe ich von ihrer Nachbarin bekommen.

»Als Epizentrum des modernen Bionade-Biedermeier«, wurde dieser Kiez schon bezeichnet, als »Terrormütter« bezeichnet eine andere Freundin, deren Identität ich keinesfalls preisgeben darf, ihre Nachbarinnen immer. Sie harrt in diesem Quartier aus, weil die Hausverwaltung sie wohl vergessen hat: Noch immer überweist sie Monat für Monat die gleiche, lächerlich geringe Miete wie vor zwölf Jahren.

Am Anfang wirkt alles harmlos, doch hinterher sind alle schlauer, denke ich einen Satz aus einem Roman von Betty Kolodzy, und dann, dass dies in meinem Fall noch nicht mal stimmt, denn schon der Anfang war holprig und steinig – auf der Terrasse dieser Tapas-Bar.

Ich beschließe, diesen Gedankenkomplex in meinen *Wursthannes* einzubauen, allerdings ohne auch dort den wahren Grund zu nennen:

Während ich mich nach einem freien Platz umsah, wurde mein rechtes Bein plötzlich ganz schwer. Ein kleines Mädchen, vielleicht vier, hatte es gepackt, krallte sich darin fest und fragte: »Wer bist DU?«

Sie wertete mich offensichtlich als Eindringling in ihrer Welt, dabei sind wir gar nicht in dem gastronomischen Betrieb, der sich Wohnzimmer nennt.

»Spielst du mit mir?«, wollte sie dann wissen und umarmte mein Bein noch inniger. Scheinbar ging es ihr doch nicht um die Verteidigung ihres Territoriums.

»Aber, aber«, lachte eine Männerstimme hinter ihr, »unsere Lena-Amelie ist ja ganz verliebt in Sie!« Er strahlte fast schon stolz, während er den festen Kindergriff lockerte.

Ich fand ihn und die gesamte Situation irritierend, was sicher auch daran liegt, dass ich in einer Welt groß geworden bin, in der einem gleich mit dem ersten Babybrei eingetrichtert wurde, dass man mit Fremden nicht sprechen und erst recht keine Süßigkeiten von ihnen annehmen soll. Was bereits gereicht hätte, um einen vom Bein unbekannter Herren fernzuhalten ...

Mein allgemeines Misstrauen wurde sozusagen über Jahre geschärft und kultiviert, eine Schulung die Mitte der Neunziger ihren Höhepunkt erreichte, als islamistische Terrorgruppen in Paris Bomben zündeten, was dazu führte, dass sämtliche undurchsichtigen Mülleimer verschwanden, vor Bildungseinrichtungen massive Sperren aus Beton errichtet wurden, damit kein sprengstoffbeladenes Auto dort halten konnte, während grimmig aussehende Sicherheitskräfte unseren Gang durchs Schultor überwachten, das fest verriegelt wurde, wenn die erste Stunde begonnen hatte.

Hier, in Prenzlauer Berg, scheint dagegen eine andere Devise zu regieren, nämlich die, dass Fremde bloß neue Freunde sind, und auch die französische Maxime, dass man Kinder beim Essen zwar am Tisch sitzen sehen, aber nicht hören will, zählt hier nicht, vielmehr gilt, dass jeder

Tisch und jeder Stuhl und jedes verfügbare Bein bloß ein weiteres Accessoire jenes Abenteuerspielplatzes darstellen, der die Welt in Wahrheit ist.

Insgesamt fühle ich mich hier so passend aufgehoben wie Koffein in einer Biosaftschorle und auch die gemischte Tapas-Variation, die mir mittlerweile vorgesetzt wurde, kann mich nicht darüber hinwegtrösten. Das Zeug auf meinem Teller steht nämlich in einem krassen Widerspruch zum Zeitgeist, wirklich alles ist frittiert, selbst das Salatblatt, das sich als trauriger Einzelkämpfer um appetitanregende Dekoration des Panadebergs müht, glänzt mehr gelb denn grün. Ich jedenfalls kapituliere, schiebe den Teller weg und zünde mir eine Zigarette an.

»Hier sind Kinder!«, zischt mich eine wütende Frauenstimme mit schwäbischen Akzent an.

»Es ist nach dreiundzwanzig Uhr«, starte ich einen schwachen Versuch mein Recht zu verteidigen, wenigstens hier, unter freiem Himmel, den Frittiergestank durch Tabakqualm zu überdecken – und bin fest davon überzeugt, dass mir nun zumindest ein Brotkorb an den Kopf fliegen wird.

Doch dazu kommt es nicht, denn eine überlaute Stimme beschallt plötzlich das gesamte Viertel:

»Ne Vorstellung haben, det hab ick jern!« Eine Frau, optisch Cosma Shiva in 20 Jahren, wenn Cosma Shiva Pech hat, stimmlich Nina Hagen heute, ist aufgesprungen und brüllt auf ihren Tischnachbarn ein: »Ne Vorstellung haben, det kotzt mir sowat von an!«

Ein anderes Mitglied der Runde zieht das Hagen-Double auf seinen Stuhl, lachend, so dass ich nicht weiß, ob der Ausbruch Ernst oder bloß Spaß sein soll.

»Und Fynn-Lasse? Wohin fahren wir dieses Jahr in Urlaub?«, höre ich nun wieder die Schwäbin vom Nebentisch.

Ich schaue rüber, sehe, wie der Angesprochene von zwei Gesichtern fixiert wird und der arme Kerl tut mir leid. Denn abgesehen davon, dass sein Name für das unbeschadete Überstehen der Mittelstufe eine echte Hypothek ist, Fynn-Lasse ist höchstens fünf, sichtlich übermüdet und noch viel sichtbarer völlig überfordert mit der Frage, wohin die fröhliche Familienreise gehen soll. Zumal die Art und Weise, wie Mama und Papa Worte oder auch nur Blicke zwischen sich vermeiden, unmissverständlich verdeutlicht, dass ein tiefer Kriegsgraben seine Erzeugerfraktion trennt.

»Was meinst du, Fynn-Lasse? Soll die Karla auch mitfahren?«, will nun der Vater wissen, während die Mutter laut zischend nach Luft schnappt.

»Ja, ja, ne Vorstellung! Die haben se alle.« Das Hagen-Double ist wieder aufgesprungen. Der Ausbruch eben war wohl doch ernst, denn nun übergießt sie den Angeschrienen mit Bier: »Det kotzt mir an! Ne Vorstellung! Nie in der DDR gelebt, aber ne Vorstellung haben wollen! Det war allet viel schöner da, als ihr et euch vorstellt!«

Darum geht es also, sie verteidigt jenen deutschen Staat, den es seit bald einem Vierteljahrhundert nicht mehr gibt, was gleich viel drastischer klingt als fünfundzwanzig Jahre.

Als wäre der Osten nicht voll im Kapitalismus angekommen, überlege ich, angesichts einer Parkraumbewirtschaftung, die hier im Kiez allen Ernstes bis Mitternacht betrieben wird, angesichts der stolzen Summe, die mich der nicht verzehrte Panadeberg kosten wird, und dann fällt mir auch noch die Autobahntankstelle bei Leipzig ein, wo mir an diesem Nachmittag fast vier Euro für eine Flasche Wasser abgeknöpft wurden.

Die anderen Mitglieder der Runde versuchen, das Hagen-Double zu beruhigen, während der Begossene sich das Bier aus dem Gesicht wischt.

»Nee! Nee!«, wehrt sich die falsche Nina, »ick habs ihm jesagt. Ne Vorstellung haben, da tick ick aus, wenn ick det hör!«

»Du hast den Farbfilm vergessen«, kräht es in meinen Kopf. Und schon erreichen die nächsten Schreie der Doppelgängerin meine Ohren, sie hängt wie eine Schallplatte mit Sprung: »Ne Vorstellung haben, det hab ick jern!«

Und ich muss daran denken, wie Nina Hagen, die echte, einst bei Maischberger auf Jutta Ditzfurth losging. Woran sich vermutlich keiner mehr erinnern würde, wenn Oliver Kalkofe dies nicht perfekt parodiert hätte, und woran ich mich vermutlich nicht in diesem Moment erinnern würde, wenn es nicht so verdammt perfekt passen würde:

»Butter Dickfurz, weißt du, was du bist? Eine ... Pauschaltouristin!«

City Walking*

- Berlin Walking | Betty Kolodzy u.a.
- Bremen Walking | Betty Kolodzy
- Düsseldorf Walking | Sven-André Dreyer u.a.
- Frankfurt Walking | Peter Koebel u.a.
- Hamburg Walking | Rebecca Clare Sanger
- Istanbul Walking | Betty Kolodzy
- Paris Walking | Peter Koebel

Alle Infos & Leseproben unter:
www.michasonundmay.de

Bücher, die eine literarische Reise sind ...

... hin zu den Menschen, die die Stadt mit Leben füllen.

* Gängige Sehenswürdigkeiten und unkommentierte Auflistungen von Restaurants, Geschäften und Bars, die es längst nicht mehr gibt, wenn man mit seinem klassischen Reiseführer am Ziel angekommen ist? Das können Wikipedia und Google Maps via Smartphone besser. Zeit vorwärts zu gehen!

Die Bücher der Reihe City Walking* definieren Reiseliteratur neu: Sie sind selbst eine literarische Reise – und zwar hin zu den Menschen, die die Stadt mit Leben füllen. In WALKS* genannten Erzählungen durchstreifen die Autoren mit offenen Augen und Ohren ihr Revier, sehen hin und hören zu, »sammeln Geschichten aus der Stadt, die anderen vielleicht gar nicht aufgefallen wären«, wie *radio bremen* feststellt. Der Leser erlebt so die Stadt mit all ihren Geheimnissen und auch Widersprüchen.

Wesentlich dabei die Bewegung, denn WALKS* entstehen nicht im geschlossenen Raum, sondern draußen: auf der Straße, im Café, in der Straßenbahn. Spontane Begegnungen und Gespräche, City Walking* fängt den Beat der Stadt ein. Nicht die Orte stehen im Mittelpunkt, sondern die Menschen, die sie beleben.

Alle Infos & Leseproben unter:

www.michasonundmay.de



ISBN 978-3-86286-039-5

19 906 001

Tellerwerfer in Hinterhöfen, Soziologen im Pornocafé, Prenzlberger Damen auf Barrikaden – und hinter dem täglichen Wahnsinn flaniert das Leben. Von Neukölln bis Wedding, von Charlottenburg bis Friedrichshain und weiter, Betty Kolodzy und ihre literarischen Mitwarker fangen Atmosphäre und Reiz der Kieze ein, erzählen von Berlinern und Begegnungen.

City Walking* | Bücher, die eine literarische Reise sind ... hin zu den Menschen, die die Stadt mit Leben füllen.